

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-23445-3

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Christoph Hardebusch, geboren 1974 in Lüdenscheid, studierte Anglistik und Medienwissenschaft in Marburg und arbeitete anschließend als Texter bei einer Werbeagentur. Inzwischen widmet er sich ganz dem Schreiben. «Die eiserne Krone» ist sein erster historischer Roman. Er lebt und arbeitet in München.

Christoph Hardebusch

Die eiserne Krone

Historischer Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg, September 2016

Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung Hafem Werbeagentur, Hamburg

Umschlagabbildung Collaboration JS / Arcangel Images

Satz aus der Abrams Venetian PostScript, InDesign,

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 23445 3

Kapitel I

Südöstliches Mittelmeer, nahe Zypern

Frühsommer 1451

Fegefeuer oder schon Hölle? Die Frage kreiste in seinem Kopf, endlos und ohne Antwort. Der Gestank nahm ihm den Atem. Es roch nach Exkrementen, nach Urin, nach Schweiß und nach Angst. Es roch nach Schmerz. Er war sein ständiger Begleiter und sogar noch schlimmer als das Leid und die Erschöpfung, die er stets in sich spürte. Selbst jetzt, im nebligen Land zwischen Wachen und Schlafen, brannte der Schmerz in seinem Rücken. Und er wusste, dass er stank. Auf seiner nackten Haut spürte er den Schweiß, und sie juckte furchtbar. Doch das Jucken war nicht quälend genug, als dass er seine Erschöpfung hätte überwinden können, die ihn hatte zusammensacken lassen. Nicht einmal die unbequeme Bank, nicht einmal die Schmerzen an seinen Knöcheln, wo das Metall die Haut abschabte, reichten dazu aus. Denn er wusste, dass die Ruhepause nicht lange dauern würde. Schon bald würden wieder Befehle gebrüllt werden.

«Luca!»

Ein Wort aus der Ferne. Er schob es fort von sich, doch der vertraute Klang riss ihn erneut aus seinen halbgeträumten Gedanken.

«Luca!»

Er öffnete ein Auge. Schon längst hatte er sich daran gewöhnt, dass der hagere Italiener neben ihm seinen Namen in seiner eigenen Zunge aussprach und das S am Ende unterschlug. Wenigstens einer hier kannte seinen Namen. Und er kannte seinen: Bisanzio. Es war nicht viel, das sie voneinander wussten, aber dennoch war da ein schwaches Band zwischen ihnen, eine Art von Bruderschaft trotz ihrer Verständigungsschwierigkeiten.

Auf der Brust des Mannes zeichneten sich die Rippen ab, und seine Wangen waren eingefallen. Die Haut war sonnenverbrannt, genau wie seine eigene. Lumpen bedeckten den Leib nur notdürftig, sie stanken ebenso wie der Mann selbst. In dem eingefallenen Gesicht wirkten die hellen Augen irgendwie fehl am Platz, sie hätten dumpf und matt sein sollen, aber sie zuckten umher, und in ihnen glomm Schläue. Es war leicht, diese Augen zu übersehen, die in einem schmutzigen Gesicht unter dicken Brauenwülsten lagen, halb verdeckt von verfilztem, ausgebli-

chenem Haar, das einst dunkel gewesen sein mochte, und einem struppigen Bart, der den Mund überwucherte.

Lukas kramte in seinem Gedächtnis nach den wenigen Brocken Italienisch, die er in den letzten Wochen aufgeschnappt hatte: «Was ist, Bisanzio?»

Jetzt war es vorbei mit dem seligen Vergessen. Um ihn herum saßen Männer, alles Gestalten wie er, schmutzig, zu Tode erschöpft, die Füße in den eigenen Ausscheidungen, gekettet an die hölzernen Bänke, auf denen sie saßen. Wandelnde Tote, von der harten Arbeit und der schlechten Nahrung ausgemergelt. Leere Blicke, stumpfe Augen, so viele hatten sich schon aufgegeben. Und Lukas ahnte, dass dieser Tag auch für ihn nicht mehr fern lag. *O Herr, womit habe ich diese Strafe verdient?*

«Da!»

Die Stimme des Italieners riss Lukas aus seinem Stoßgebet. Sein Blick folgte Bisanzios Finger. Weit von der Galeere entfernt, kaum zu erkennen am dunstigen Horizont, blitzte ein grüner Streifen mit einem buckligen Rücken auf.

«Cipro!»

Lukas sah ihn verständnislos an. Als der Italiener schnell zu sprechen begann, schüttelte er nur müde den Kopf.

«Zu schnell, mein Freund, zu schnell», murmelte er und schloss die Augen. Er konnte die Aufregung des Mannes neben ihm nicht verstehen. Sie waren schon an vielen Inseln und Küsten vorbeigekommen, seit Lukas an Bord der Galeere gebracht worden war. Er konnte nicht einmal mehr sagen, wie lange das her war, aber aus dem Frühjahr war Sommer und nun Herbst geworden, auch wenn man das hier so weit im Süden, so viele tausend Meilen von seiner Heimat entfernt, kaum spürte.

Der kurze Gedanke an sein einstiges Zuhause ließ den jungen Mann zusammenzucken. Doch er drängte alle Gefühle zurück und verbarg sie wieder tief in sich, wo er sie nicht spüren musste.

«Cristiana!»

Bisanzio wedelte immer noch mit der Hand in Richtung Horizont. Woher der ausgezehnte Italiener die Kraft nahm, wusste Lukas nicht, nur dass seine eigenen Arme wie leblose Äste an ihm herabgingen.

«Und wenn schon. Selbst wenn dort Christen wohnen. Was sollen sie denn tun?»

Ungeachtet seines schwachen Protests, redete Bisanzio weiter auf ihn ein. Doch Lukas wusste, dass es für sie keine Hoffnung gab. Keine Schiffe würden herbeieilen, ihnen den Weg abschneiden, längsseits gehen und die Galeere entern. Niemand würde ihren Peinigern Einhalt gebieten.

«Unsere beste Hoffnung ist, dass uns jemand freikauf», erklärte er Bisanzio mit ruhiger Stimme. «Vielleicht Trinitarier. Aber das wird nicht geschehen.»

Lukas wusste, seine Familie würde ihn niemals freikaufen, selbst wenn sie erführen, was ihm zugestoßen war.

Er legte den Kopf auf die Seite und sah zu der fernen Insel, auf die Bisanzio noch immer wies. Er konnte nichts Besonderes an ihr erkennen, es war nur ein weiteres Eiland im Mittelmeer. Aber der Himmel über der Insel: Er hatte eine seltsame, fast violette Farbe, dabei war es mitten am Tag. Lukas kniff die Augen zusammen. Etwas Derartiges hatte er noch nie gesehen.

Noch während er sich fragte, was das zu bedeuten hatte, ertönte der Schlag des Gongs, den alle Sklaven fürchteten. Sofort setzte Lukas sich auf, alles andere würde nur eine Bestrafung nach sich ziehen. Er legte die schwieligen Hände auf das lange Ruder und löste es aus seiner Halterung. Bisanzio an seiner Seite tat es ihm mit geübten Bewegungen gleich. Lukas hatte versucht zu erfragen, wie lange der Italiener schon Galeerensklave war, aber er hatte die Antwort nicht verstanden.

Zwischen den Ruderbänken schritten Männer auf und ab. Bisanzio hatte Lukas bereits direkt nach seiner Ankunft gezeigt, wie man sich gegenüber den Antreibern, einfachen Soldaten mit langen Stöcken, zu verhalten hatte. Es waren raue Männer aus dem Maghreb, mit dunkler Haut und mächtigen Schnauzbärten, die krumme Klingen an der Seite trugen. Wenn sie nicht auf die Sklaven aufpassten, konnten sie lachen und scherzen, aber sobald sie ihre Stöcke in den Händen hielten, war mit ihnen nicht zu spaßen.

Lukas und Bisanzio saßen mittschiffs, knapp hinter dem Hauptmast, an dem die Antreiber sich vorbeidrücken mussten. Lukas riskierte einen

Blick über die Schulter. Am Heck der Galeere ging etwas vor sich. Unter dem großen, prächtig verzierten Sonnensegel standen zwei Männer und diskutierten lebhaft. Ihre Kleidung war fremdartig, reich bestickte Röcke in leuchtenden Farben, dazu trugen sie einen großen, kompliziert gewickelten Turban. Hätte Lukas diese Tracht zum ersten Mal gesehen, er hätte die Männer für Fürsten gehalten, doch er wusste inzwischen, dass es nur die Offiziere der Galeere waren. Immer wieder deuteten sie zum Horizont, und um sie herum breitete sich Unruhe aus, die wie ein Raunen durch die Reihen der Ruderer ging.

Neben den Offizieren stand ein junger Mann, der weitaus weniger auffällig gekleidet war und mit leiser Stimme sprach, jedoch den Respekt der anderen zu genießen schien. Sein Rock war vom strahlenden Blau des Himmels an einem Sommertag und mit goldenen Tieren bestickt. Sein Turban war schmaler und flacher gewickelt, sah weniger wie eine Kugel aus. Lukas fielen vor allem seine gepflegten Hände auf, mit langen Fingern, die elegant seine Worte unterstrichen. Da er nicht zur Besatzung des Schiffs gehörte, musste er ein Passagier sein. Doch obwohl er von hohem Rang zu sein schien, konnte Lukas keine Diener oder Sklaven erkennen, die ihn begleiteten.

Lukas vermied es, den Mann anzusehen, der auf der nach oben versetzten Ruderbank ganz innen saß. Wie alle, die direkt am Laufgang saßen, war er ein freier Mann und nicht angekettet, und während sie ruderten, gaben er und seine Gefährten die Geschwindigkeit vor. Es waren harte Männer mit kalten Augen, die für die Sklaven nichts übrig hatten. Beim kleinsten Anlass schlugen sie zu oder riefen gleich die Soldaten. Lukas saß direkt an der Bordwand und war so einigermaßen geschützt, aber Bisanzio war schon mehr als einmal so böse geschlagen worden, dass Blut aus seiner Nase lief und sich auf dem Boden mit dem ekelerregenden Unrat vermischte.

Ein lauter Befehl ertönte. Er ging Lukas durch Mark und Bein: «An die Riemen!»

Sofort packte er das lange Ruder und hob es gemeinsam mit Bisanzio und dem Freien aus der Halterung. Dort, wo das den Antreibern nicht schnell genug ging, schlugen sie mit ihren Stöcken gnadenlos zu, bis die Rudersklaven dem Befehl nachkamen.

Für einen letzten, köstlichen Moment war Ruhe, dann begannen die Rufe, und Lukas ruderte. Er hielt den Kopf gesenkt, die Hände fest am Holz, lehnte sich nach hinten und zog das Ruder mit sich mit. Dabei achtete er genau auf die Geschwindigkeit des Taktgebers. Mit einem lauten Platschen senkten sich die Ruder im Einklang ins Wasser. Jetzt schob Lukas mit seinem ganzen Gewicht das Ruder nach vorn. Die Freien mussten bei dieser Bewegung aufstehen, da das Ruder sonst über ihre Köpfe hinweggegangen wäre.

Sofort beschwerten sich Lukas' Arme, und ein schmerzhaftes Brennen zog seinen Rücken hinab. Er glaubte schon nach diesem ersten Schlag, nicht mehr zu können. Doch sein Leib bewegte sich unablässig, führte die Bewegungen immer und immer wieder aus, und er hätte nicht einmal die Taktrufe benötigt, so sehr hatte er sich an den Rhythmus gewöhnt. Zurück, absenken, vor, heben, immer wieder. Seine Gedanken verschwanden, ließen nur Leere zurück. Selbst die Schmerzen wurden unwichtig; sie waren noch da, aber weit weg, nur ein Gefühl und keine Einschränkung.

Die Galeere glitt nun schnell über das Wasser. Der Wind fuhr in die dreieckigen Segel an den beiden Masten, aber die Ruderer leisteten die Hauptarbeit. Lukas merkte nicht einmal, dass die Abstände zwischen den Rufen immer kürzer wurden, sondern machte einfach mit. Männer eilten über den Laufgang, Befehle wurden gerufen und weitergegeben, zwei Matrosen kletterten zur Reling und zogen ein Tau fest, aber Lukas bemerkte nichts von der Hektik um ihn herum. Sein Geist war nur mit Rudern ausgefüllt, immer wieder schloss er die Augen, und selbst wenn sie geöffnet waren, sahen sie nichts. In diesen Momenten war er kein Mensch mehr, kein Geschöpf Gottes, sondern ein Tier, das nur eine Aufgabe kannte: rudern.

Die Galeere fuhr so schnell, dass die Ruderer bald an die Grenzen ihrer Kräfte kamen. Sie hielt auf die Insel am Horizont zu. Sie fuhr direkt dorthin, wo sich der Himmel verdunkelte und ein Sturm sich zusammenbraute. Der Kapitän hoffte, die Insel zu erreichen, bevor der Sturm ausbrach, und in einer Bucht Schutz vor den zerstörerischen Kräften von Wind und Wetter zu suchen.

Lukas bemerkte erst, dass etwas nicht in Ordnung war, als ihn eine eisige Böe aus seiner Apathie riss. Überrascht blickte er auf und wäre beinahe aus dem Takt gekommen, doch die schnelle Bewegung des Ruders riss ihn weiter mit.

Der Himmel war jetzt pechschwarz, die Wolken hingen so tief, dass man glauben konnte, ein Mann könne sie berühren, wenn er nur den Mast erklimmte und seine Hand nach ihnen ausstreckte. Das Wasser war bleigrau und aufgewühlt, und auf den kleinen Wellen, die keine Richtung zu verfolgen schienen, bildeten sich Schaumkronen.

Einige Ruderschläge lang war es ganz still, als hätte die Böe alle Geräusche mit sich genommen.

Dann brach die Hölle los.

Von einem Herzschlag zum nächsten heulte der Wind auf. Er drückte das Schiff, das tief im Wasser lag, gefährlich auf die Seite. Menschen schrien auf, Ruder wurden umhergeschleudert und trafen mit dumpfem Schlag auf Leiber. Ein Antreiber stolperte und fiel zwei Bänke vor Lukas zwischen die Sklaven. Sein Kopf traf mit einem trockenen Knacken die Kante der Bank, er fiel zwischen die halbnackten Körper und sank hinab auf den mit Exkrementen besudelten Boden.

Bisanzio rief Lukas etwas zu. Doch obwohl er direkt neben ihm saß, konnte er nichts verstehen. Der Italiener hatte die Hände zum Himmel erhoben und schien den Allmächtigen selbst anzusprechen.

Die Besatzung versuchte, die Segel einzuholen, aber das war kaum möglich inmitten des Windes, der von allen Seiten auf die Galeere einzuschlagen schien. Befehle wurden gebrüllt, Antreiber hieben mit Stöcken nach Rudersklaven, doch das Chaos war zu groß, ihre Hiebe und Schreie gingen im Tumult unter. Auch Lukas wurde getroffen, ein scharfer Schmerz an der Schulter, und er duckte sich. Die nächsten Schläge prasselten auf Bisanzio nieder, der sich jedoch davon nicht beeindruckt ließ und weiter aus voller Kehle betete.

Die Galeere wurde von Wind und Wellen hin und her geworfen. Eines der Segel war herabgeholt worden, bedeckte hinter Lukas ganze Ruderbänke, aber die Matrosen waren schon dabei, es wieder einzurollen. Das große Segel am Hauptmast widersetzte sich hingegen ihren Bemühungen.

Ein Schwall Wasser schwappte über die Reling, durchnässte Lukas von Kopf bis Fuß, spülte jedoch auch die Ausscheidungen von den Planen. Als habe das kühle Wasser auch seine Starre mit sich genommen, sah er auf.

«Rudert, ihr Hunde! Rudert!»

Lukas verstand genug Türkisch, um zu wissen, was von ihm verlangt wurde. Er packte das Ruder und hob es gemeinsam mit dem Freien aus dem schäumenden Wasser. Nun zeigten die Schreie der Antreiber auch bei anderen Ruderern Wirkung.

Wieder ergoss sich eine Welle in das Schiff. Der Wind hatte die Galeere etwas gedreht, und Lukas konnte nun die rettende Insel sehen, weitaus näher und größer jetzt. Buchten, ein Hafen, Menschen.

Der Taktruf übertönte den Wind, und Lukas folgte ihm instinktiv. Langsam und träge nahm die Galeere wieder Fahrt auf, schien sich gegen die Kraft ihrer eigenen Ruder zur Wehr zu setzen, schwankte und bäumte sich auf, als wolle sie die lästigen Sterblichen von ihrem Buckel schütteln und endlich frei sein. Doch die Ruder zwangen sie unter ihre Kontrolle, trieben sie gegen die Wellen an, mit jedem Schlag ein Stück näher an die Insel heran.

Selbst Bisanzio ruderte mit aller verbliebenen Kraft mit, aber noch immer bewegten sich die Lippen des Italieners in einem stummen Gebet.

Unvermittelt zuckten Blitze aus dem schwarzen Himmel herab, wurden einen Herzschlag später von einem Donnergrollen begrüßt, das Lukas in der Magengrube spürte. Die Wellen um die Galeere herum türmten sich höher und höher. Sie ruderten regelrecht die Wellenberge hinauf, nur um dann in ein Tal hineinzugleiten. Immer wieder tosten Wellen über die Reling, schon bald war jeder an Bord nass bis auf die Knochen. Zum ersten Mal seit Wochen war der Gestank verschwunden, doch Lukas konnte es nicht genießen. Eine eiskalte Angst hatte von ihm Besitz ergriffen. Für Unwetter waren die Galeeren nicht gebaut, ihre Bordwände waren zu niedrig, sie lagen zu tief im Wasser. Der Sturm machte mit dem Schiff, was er wollte, und Lukas spürte das kalte Wasser um seine Füße schwappen, mit jeder Welle stieg es höher.

Dann kam der Regen und ging in harten, eiskalten Schauern auf sie nieder. Irgendjemand hinter Lukas rief etwas, aber er konnte nichts verstehen. Jetzt war das Brüllen des Sturms zu laut für menschliche Kehlen. Der Regen lief ihm in die Augen, nahm ihm die Sicht, peitschte schmerzhaft auf seine sonnenverbrannte Haut.

Lukas ruderte weiter, ließ nicht nach, auch wenn um ihn herum alles in Dunkelheit versank. Jetzt kamen auch ihm Stoßgebete über die Lippen, unbewusst wiederholte er alte Kinderreime, befahl einem gnädigen Gott seine Seele an. Er wusste, wenn die Galeere sank, war er – ebenso wie alle anderen Sklaven – verloren. Sie würden an die Ruderbänke gekettet untergehen und ertrinken, ganz egal wie nah die Insel war.

Wieder zuckten Blitze, eine ganze Salve, und der Donner war lauter als alle Geschütze der Welt. Die Galeere neigte sich zur Seite, die Bordwand hob sich aus dem Wasser, und Lukas wurde gegen Bisanzio geworfen, das Ruder drehte sich hilflos in der Luft. Menschen schrien, taumelten, stürzten durcheinander. Einen Herzschlag lang verharnte das große Schiff in dieser Lage, nur eine Böe vom Kentern entfernt, dann fiel es zurück und prallte krachend aufs Wasser.

Lukas versuchte vergeblich, sich festzuhalten, und wurde mit roher Gewalt gegen die Bordwand geschleudert. Bevor er sich aufrichten konnte, schlug Bisanzio gegen ihn und trieb ihm die Luft aus dem Leib. Lukas drückte den Italiener von sich, sog gierig Luft ein.

«Wir leben noch!»

Ein unheilvolles Knirschen ertönte, ein Zittern lief durch die Galeere. Entsetzt sah Lukas hoch. Der Hauptmast splitterte der Länge nach, ganz langsam, und brach entzwei.

Die Schreie wurden immer verzweifelter und übertönten den Sturm. Neben Lukas stürzte ein massives, armlanges Holzstück herab, das ihm den Oberschenkel aufriss. Blut sprudelte aus der Wunde, wurde sofort vom Regen davongespült. Einige Herzschläge lang starrte er nur auf die ausgefranste Wunde, dann raste der Schmerz durch sein Bein, und er keuchte auf.

Taue peitschten durch die Luft, und dann traf etwas Warmes Lukas mitten ins Gesicht. Bisanzio kippte tonlos nach vorn. Sein Schädel war gespalten, Hautlappen hingen herab, Blut rann in breiten Strömen über

das Gesicht des Italieners. Bevor Lukas reagieren konnte, krachte die Rah auf die Ruderbänke nieder. Leiber wurden unter Segeltuch begraben, Taue fielen wie Regen herab, die Galeere neigte sich wieder auf die Seite.

Einer der freien Ruderer kroch direkt vor Lukas unter dem Segel hervor. Sein rechter Arm war seltsam abgewinkelt, und es dauerte einen Moment, bis Lukas erkannte, dass ein Stück Knochen aus blutigem Fleisch ragte. Der Mann starrte ihn mit geweiteten, glasigen Augen an.

Noch ein Ruck ging durch das Schiff, als Segeltuch, Taue und die Überreste des Masts ins Wasser glitten und gleich wie ein Treibanker wirkten. Die Galeere bäumte sich auf, der Freie wurde herumgeschleudert, seine gesunde Hand versuchte, etwas zu packen. Lukas sprang vor, doch die Kette an seinem Fuß hielt ihn zurück. Er konnte nur mit ansehen, wie der Mann schreiend über die Reling stürzte und in den tosenden Fluten verschwand.

«Bisanzio!»

Lukas wandte sich dem Italiener zu. Seine eigene Wunde war ihm gar nicht mehr bewusst; lediglich ein Pochen lief durch sein Bein, aber er achtete nicht darauf.

«Bisanzio!»

Der Italiener war halb von der Ruderbank gesunken, sein Kopf lag auf einem Gewirr von Tauen und Holzstücken. Lukas rutschte näher an ihn heran und zog ihn zurück.

«Wir müssen die Ketten lösen», rief er hastig, «sonst ertrinken wir alle!»

Bisanzios Kopf fiel nach hinten. Sein Mund war weit geöffnet, seine Zähne zertrümmert und blutig. Die rechte Kopfseite war nur noch eine fleischige, rote Masse, in der ein Auge blicklos ins Nichts starrte. Entsetzt ließ Lukas den Körper seines Gefährten los, der wieder nach vorne kippte. Er hatte schon genug Tod und Leichen gesehen, aber den einzigen Mann auf dem ganzen Schiff, dessen Namen er kannte, mit dem er geredet hatte, so zu sehen, ließ Übelkeit in ihm aufsteigen. Eiskalte Angst umklammerte seine Eingeweide. Er würgte. Der Sturm, die Schreie, das Entsetzen, das alles war mit einem Mal unendlich weit weg. Tief in ihm

reifte die Erkenntnis, dass er sterben würde, hier und jetzt. Er versuchte, sich an ein Gebet zu erinnern, aber sein Kopf war wie leer gefegt.

Ein Schrei riss ihn aus dem Moment. Am Mast standen Soldaten, hackten mit Beilen und breiten Klingen auf Taue ein, versuchten, den Mast abzutrennen, der drohte, die Galeere in die Tiefe zu ziehen. Freie Ruderer halfen ihnen dabei, andere jedoch trieben Sklaven zurück, die versuchten, sich zu befreien.

Einer zeigte quer über das Schiff hinweg. Vor ihnen brach sich das tobende Meer an schwarzen Felsen, Schaum spritzte meterhoch in die Luft. Es sah nicht aus wie ein Bild aus dieser Welt, so gewaltig war die Kraft der Natur.

Die Männer am Mast verdoppelten ihre Anstrengungen. Lukas packte nasses, schweres Segeltuch und zog es zu sich, dann warf er ein Stück zeretztes Segel über die Reling. Andere Sklaven taten es ihm gleich, gemeinsam unterstützten sie die Freien, denn in diesem Augenblick kämpften sie alle nur ums Überleben.

Lukas war vollkommen durchgeweicht, und ihm war entsetzlich kalt, doch er trieb die Sklaven an, riss an Tauern, warf Holzstücke über Bord. Noch immer hing die gesplitterte Spiere quer über das Deck. Mit jedem Tau, das durchtrennt wurde, löste sie sich etwas, aber die Take-lage war so verknäult, dass sich die Überreste von Segel und Mast nicht abtrennen ließen. Lukas griff ein Tau und stemmte sich nach hinten. Das raue Seil scheuerte über seine Haut, aber er ließ nicht los. Andere Sklaven eilten hinzu und zogen gemeinsam mit ihm an diesem Knäuel aus Trümmern. Sein Rücken schmerzte, und seine Arme zitterten, doch nichts bewegte sich.

Endlich ging ein Ruck durch das Gewirr von Tau, Segel und Holz. Der junge Mann in dem prächtigen Rock war auf die Überreste des Masts gestiegen, der noch wie ein gebrochener Finger aus dem Rumpf ragte, und hieb mit einem Beil auf die Taue ein, die oben festgingen.

«Zieht!», brüllte Lukas, auch wenn er sicher war, dass kaum jemand seine Sprache verstand. «Zieht!»

Mit einem Knirschen löste sich die Spiere, und Lukas fiel nach hinten. Beim Versuch aufzustehen rutschten seine Hände auf dem nassen Boden weg, aber er packte die Ruderbank und zog sich hoch. Überall

um ihn herum waren nun Trümmer, glitten über ihn hinweg, kratzten über seine Haut. Er hob ein Stück Segel hoch, packte die Überreste der Spiere und stemmte sie über seinen Kopf. Ein Ende verkantete sich an der Reling. Die See zog nun an den Tauen, wollte ihre Beute ganz und gar verschlingen.

Ein urtümlicher Schrei löste sich aus Lukas' Kehle, als er die Beine durchdrückte und die Spiere höher hob. Noch hing sie fest, und der Sog des Meeres spielte mit der Galeere. Dann kratzte das Ende über Holz, Lukas drückte sie ein letztes Stück empor, und sie wurde ihm aus der Hand gerissen. Taue peitschten umher, etwas traf ihn an der Schulter, warf ihn nach vorne, sodass er sich nur mit Mühe an der Reling festhalten konnte.

Die Galeere, wie aus einer unsichtbaren Klaue befreit, richtete sich wieder auf. Noch immer trieb sie mastlos ihrem Schicksal entgegen, doch wenigstens drohte sie nicht mehr jeden Augenblick zu kentern.

Lukas sank zurück auf seinen Platz und schloss die Augen. Mit einem Mal war ihm der kalte Regen willkommen. Sein ganzer Leib zitterte vor Anstrengung, und er rang nach Atem.

Erst als er einen Zug an der Kette an seinem Knöchel spürte, sah er auf. Der junge Mann in dem prächtigen Rock stand auf dem Laufgang und deutete auf die Kette. Ein Offizier stand neben ihm, schüttelte energisch den Kopf. Der freie Ruderer in Lukas' Reihe mischte sich ein, schrie etwas, aber der junge Mann wies erneut auf die Kette, und seine Miene duldete keinen Widerspruch.

Zu Lukas' ungläubigem Staunen kniete der Offizier nieder und löste die Kette aus ihrer Verankerung. Der Freie redete weiter auf ihn ein, bis der Offizier die Hand zum Schlag hob, was ihn zurückweichen ließ. Er blickte über die Schulter und warf Lukas einen hasserfüllten Blick zu.

Doch Lukas kümmerte sich nicht darum. Die Kette glitt durch den Metallring, der an Bisanzios Fußfessel festgeschmiedet war. Lukas schluckte.

«Du bist frei, Freund, du gehst ohne Ketten zu Gott», flüsterte er.

Dann glitt das Ende der Kette durch Lukas' Ring und verschwand klirrend zwischen seinen Füßen. Atemlos blickte er auf und sah den jun-

gen Mann, der immer noch das Beil in der Faust hielt. Die dunklen Augen musterten ihn eindringlich, doch er konnte nichts in ihnen lesen.

Er wollte ihm einen Dank zurufen. Vielleicht würde er sterben, aber er würde es als freier Mann tun. Und wenn er lebte – Lukas wagte es nicht, den Gedanken weiterzudenken.

Mit einem ohrenbetäubenden Krachen lief die Galeere auf einen Felsen auf. Lukas wurde zu Boden geschleudert, als sich das Schiff wie ein waidwundes Tier aufbäumte. Andere wurden einfach über Bord geworfen, als habe die Galeere genug davon, sie auf ihrem Rücken zu tragen. Holz splitterte, beindicke Ruder brachen wie dürre Ästchen. Die See warf sich brüllend gegen das Schiff, trieb es weiter auf die Felsen. Lukas klammerte sich an die Bordwand. Der Freie schlang seine Arme um die Bank, die glitschig von Wasser und Blut war, verlor den Halt, rutschte an ihr hinab und schlug dumpf auf Holz. Lukas bekam noch seine Hose zu fassen, aber eine Welle riss den Mann einfach fort, die See nahm ihn zu sich.

Die Galeere ächzte und stöhnte, als sei sie lebendig. Holz knirschte, Taue rissen mit einem Knall.

Dann verschlang das Meer seine Beute. In einem Moment voller Klarheit spürte Lukas, wie die Galeere auseinanderbrach. Das Holz unter ihm zerbarst, schüttelte ihn ab wie ein lästiges Insekt. Er prallte auf das Wasser, eine Welle überspülte ihn, zog ihn hinab in die Dunkelheit. Dinge schlugen gegen ihn, aber er konnte nicht einmal sagen, ob es Körper oder Teile des Schiffes waren. In seiner Brust brannte es, sein Leib gierte nach Luft, wollte atmen. Er wurde umhergewirbelt wie ein Spielball. Er musste atmen, das Brennen war nun überall in ihm, von den Fingern bis zu den Zehen. Er machte einige unbeholfene Schwimmbewegungen. Wo war oben, wo war unten? Er konnte nicht länger die Luft anhalten. Er öffnete den Mund.

Sein Kopf durchbrach die Wasseroberfläche. Er sog gierig die Luft ein, dann schwappte eine weitere Welle über ihn hinweg, doch diesmal leistete er Widerstand und tauchte gleich wieder auf. Überall um ihn herum trieben Trümmer, Leiber, er sah abgetrennte Köpfe und Arme.

Neben ihm trieb ein Fass, und Lukas packte es, hielt sich mit aller Kraft daran fest. Er spürte eine Berührung am Bein, sah einen Körper

im Wasser, vermutlich eine Leiche. Dennoch ließ er das Fass mit der Rechten los und zog die Gestalt nach oben. Er fühlte prächtigen Samtstoff, golden bestickt. Der junge Mann, der das feine Gewand trug, sah Lukas an, Blut lief aus einer Wunde an seiner Schläfe.

«Festhalten», befahl Lukas. «Wenn du leben willst, halt dich fest.»

Lukas war kalt, so kalt, dass er sich nicht mehr bewegen konnte. Er war müde, wollte nur noch die Augen schließen und schlafen. Sein Bein pochte mit jedem Herzschlag, aber der Rhythmus wurde schwächer und schwächer, langsamer und langsamer.

Der Wind trieb sie an den Riffen vorbei auf eine schmale Bucht zu. Als das Fass an Land gespült wurde, hatte Lukas längst das Bewusstsein verloren, aber immer noch klammerte sich sein Leib an das Holz, als wäre er von einem eigenen Willen beseelt. Blut floss aus der Wunde an seinem Bein, und mit jedem Tropfen verließen ihn seine Lebensgeister.

Während der Sturm mit wilder Wut über die Insel tobte, Bäume entwurzelte und Häuser zum Einsturz brachte, während Dutzende Menschen im kalten Wasser ertranken, verblutete Lukas langsam am sicheren Strand.

[...]